



treffpunkt campus

Entfalten

Von überquerten Grenzen,
Kunst aus der Dose und
der sanitären Revolution

Gedanken tanken

Effizient, strukturiert, durchgetaktet. Tag für Tag, vollgepackt mit Aufgaben. Wann haben wir eigentlich mal Zeit für eine Pause? Im Raum der Stille im Erdgeschoss des Magdeburger Hauses 1 finden Studierende und Beschäftigte einen Rückzugsort in grüner Atmosphäre. Dort heißt es ausschließlich: Tagträumen, den Geist ziehen lassen, einfach mal nichts tun. Das Einzige, worum man sich kümmern muss, ist Zeit.

Entdeckt von Katharina Remiorz
Foto: Matthias Piekacz

Von neuen Routen und Wegweisern



Foto: Dawin Meckel, Agentur Ostkreuz

Prof. Dr. Anne Lequy
Rektorin
Hochschule Magdeburg-Stendal

Liebe Studierende, liebe Leserinnen und Leser,

eine persönliche Grenzerfahrung hatte ich 1995. Meine akademische Laufbahn führte mich für meine deutsch-französische Dissertation von Frankreich an die Universität Leipzig und damit in eine neue Welt. Kulturell, sprachlich und auch menschlich war es eine Herausforderung, neue Wege an einer deutschen Hochschule zu betreten und in einer Stadt mit viel bewegter und überall spürbarer Geschichte zu leben.

Heute kann ich sagen, es war für mich vor allem eins: eine große Bereicherung. Die Professorinnen und Professoren haben mich sehr unterstützt und gefördert, der Austausch mit jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Studierenden, viele auch aus anderen Städten, Regionen oder Ländern, hat mein akademisches und persönliches Interesse immer wieder geweckt. Damals wie heute schätze ich diese Freiheit zur Entfaltung und das Entdecken von neuen Wegen und Lösungen dank der Wissenschaft.

Im Rückblick auf diese schönen Erinnerungen begrüße und beglückwünsche ich alle Studienanfängerinnen und -anfänger, die ihre neuen Wege an der Hochschule Mag-

deburg-Stendal beginnen. Bitte erobern Sie sich die Plätze und Möglichkeiten für Ihre Entfaltung und genießen Sie die Studienzeit. An unseren Standorten in Magdeburg und in Stendal finden Sie Unterstützung und ausgezeichnete Services für gutes Lernen, Lehren und Forschen – vom Mentoring- oder Buddyprogramm, neu ausgebauten WLAN-Netzen oder Unterstützung bei Gründeraktivitäten.

Ganz ohne Routenplan und Leitlinien funktioniert es natürlich nicht. Unsere Grundordnung, unser Leitbild, die Zielvereinbarungen und der Hochschulentwicklungsplan helfen uns, gemeinsam mit der Hochschulstrukturplanung und dem Hochschulgesetz des Landes mit dem passenden Kurs unsere Ziele zu verfolgen.

Einen kleinen Meilenstein erreichen wir gemeinsam, liebe Leserinnen und Leser: Mit frischem Konzept und Design liegt die 100. Ausgabe des Hochschulmagazins treffpunkt campus in Ihren Händen.

Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre und vor allem einen guten Start in das neue Wintersemester.

Ihre Anne Lequy



Inhalt

- 6** Nachgezählt
Kleine Magazinkunde
- 8** Formenvielfalt
Plastic to know
- 10** Titelthema „Entfalten“
Sechs Wochen leben
- 16** Lehrende und ihre Studienanfänge
Prof. Dr. Claudia Nothelle pflegt den Zweifel
- 18** Titelbild
Karrierewege
Ein Leben in vier Welten
- 22** Kommentar
Zu träge zum Aufstehen

Editorial

Entfaltung – gut und schön

Was müssen wir eigentlich noch leisten, wenn demnächst unser Kühlschrank Lebensmittelbestellungen übernimmt und die Luft zwischen den Häusern gefüllt ist mit Drohnen der Lieferdienste? Was bleibt, wenn die Maschine 4.0 die Arbeit in Haus und Werk komplett übernimmt? Wird das das Schlaraffenland?

Vielleicht ist diese Aussicht letztendlich zu optimistisch (oder zu pessimistisch, je nach Sichtweise). Was aber möglich erscheint, ist ein Gewinn an Möglichkeiten, das Schöne zu tun. Tim Leberecht, deutsch-amerikanischer Autor und Berater, ermutigte kürzlich auf der Jahrestagung der Hochschulkommunikation genau dazu. Maschinen würden künftig alles effizienter erledigen können als wir, was uns bleibe, sei die Romantik, somit auch die Möglichkeit, das Unnötige zu tun.

Nun, ganz so weit sind wir in der Redaktion noch nicht. Wir konzentrieren uns auf das Schöne und das Nötige. Die Redaktionsarbeit wird weiterhin von Menschen geleistet. Kreativität darf sich hier trotz der knappen Ressourcen entfalten. Für die 100. Ausgabe der treffpunkt campus (die frühere „fh aktuell“ mitgezählt) hat die Redaktion weitere schöne Entfaltungsgeschichten aufgespürt und das Magazin weiterentwickelt. Wir hoffen, dass Sie, liebe Leserinnen und Leser, das gut finden – und schön.

Norbert Doktor





32 Titelthema „Entfalten“
Damit es im All nicht brenzlich wird

34 Ferndurst
Inselidylle Irland

36 Das Missverständnis
Geschüttelt, nicht genickt

37 Nachgezählt
Incomings im Oktober



42 In Bewegung
Campus, Calisthenics und Co

46 Campusgeflüster
Lebe den Austausch

Blick in die Redaktion

Bunte Flecken im Straßengraben

Eine Knoppers-Verpackung, blau. Mehrere Glasflaschen, grün. Eine Radkappe, grau. Unzählige Trinkbecher, gelb, weiß, rot. Auf ihrer gut fünf Kilometer langen Fahrt ins Büro hätte Katharina Remiorz wohl einige Säcke wild entsorgten Müll füllen können. Was der Werkwerfmodus mit unserer Umwelt macht.

Seite **8**

„Sitzen wollen wir natürlich auch“

Der Zugang zu einer Toilette – klingt selbstverständlich, ist es aber nicht! Menschen in Entwicklungsländern und Krisengebieten haben keine sanitären Einrichtungen, dafür jedoch verschmutztes Wasser und Krankheiten. Designerin Mona Mijthab traf 2010 in den Slums von Bangladesch auf ebenjene prekäre Lebenssituation und entwarf ‚MoSan‘. Wie eine Toilette die Welt ein Stückchen besser macht, fand Nancy Thiede im Gespräch mit der Erfinderin heraus.

Seite **24**

„Die hat doch sicher ihre Tage!“

„Sexismus begegnet mir jeden Tag, überall. Entgegengebracht von Männern wie von Frauen“, bemerkt Lisa Purrio kritisch. Aber selbst diese Reaktion schieben einige gern auf ihre Hormone. Dabei ist Sexismus nur eine Facette eines großen, hartnäckigen Konstrukts. Drei Studierende berichteten ihr von ihren Erfahrungen mit Alltagsdiskriminierung.

Seite **38**

Nachgezählt

Kleine

Magazin-

kunde



Mitten in den 1990ern gegründet, war das Hochschulmagazin treffpunkt campus zunächst nur ein kleines Magazinchen, schwarz-weiß, direkt auf dem Campus gedruckt und per Hand liebevoll geheftet. Inzwischen ist unser Magazin erwachsen geworden und feiert sein 100. Erscheinen mit bunten Portraits, Reportagen, Fotostorys und der Liebe zum Detail. Eine Reise in die Geschichte des Heftes.

Gezählt von KATHARINA REMIORZ
Fotos: Pressestelle

Stets im Wandel

1995 hatte das Hochschulmagazin, auch wenn es damals noch nicht als erste Ausgabe nummeriert wurde, als „fh aktuell“ sein Debut. Zwei Jahre später produzierte die Redaktion um Prof. Dr. Petra Weber-Kurth, Prof. Werner Schul-

ze-Bahr und Dr. Monika Lehmann die offiziell erste Ausgabe. Im Dezember 1999 erhielt das Heft nicht nur ein neues Aussehen, sondern auch den bis heute bekannten Namen „treffpunkt campus“. Inzwischen wird das Magazin, im Frühjahr 2003 erstmals mit einer Auflage von 1.000 Stück, außerhalb der Hoch-

schule gedruckt. Das Erscheinungsbild, das wir seit Oktober 2011 kennen, verdankt treffpunkt campus Carsten Boek. Mit dieser Ausgabe wandelt es sich, inhaltlich wie grafisch, inzwischen zum vierten Mal – locker, leicht und langlebig soll es sein mit Raum für mehr Tiefe und immer wieder neuen Perspektiven.

Schlagzeilen aus 100 Ausgaben

„Wiener Schnitzel – Bier – Wackeldackel – Lederhose“

Nr. 15, Juli 2000: US-amerikanische Studierende zu Gast an der Hochschule

„Der Ha(a)se und der ‚IGEL‘“

Nr. 42, Juni 2008: IGEL-Technologie im ZKI und ZIM

„Damit Mutti wieder was zum Waschen hat ...“

Nr. 22, November 2002, Stura plant Kampagne für Hochschulklamotten

„Nachts sind alle Häuser grau“

Nr. 28, Mai 2005: Eine Nachtschicht mit dem Wachdienst

„Die Haare, aber nicht den Kopf verlieren“

Nr. 97, Februar 2018: Diagnose Krebs: von Therapieplänen, Lebensmut und einer neuen Aufgabe

„Angela Merkel zum Anfassen“

Nr. 91, Oktober 2016: Design-Studierende entwerfen Bilder für Blinde

„Die Medienfuzzies sind angekommen“

Nr. 28, Mai 2005: Umzug des Journalistik/Medienmanagement-Studiengangs nach Magdeburg

„Du, Du, Du! Bist ein ganz, ganz böser Plagiarismus“

Nr. 36, Mai 2007 Eine Generation voller Fälscher?



„Doch keine Leiche im Fundament“

Nr. 27, Dezember 2004 Letzte Ruhestätte für Hochspannungsschalterpol



47 Redakteurinnen und Redakteure haben bereits für treffpunkt campus geschrieben.

2.183 Seiten hat die Redaktion bis heute mit Inhalten gefüllt.

Tausende Momente haben unter anderem Bastian Ehl, Matthias Piekacz und Lukas Schulze visuell festgehalten.

4 Grafiker – Thomas Naumann, Alexander Bernstein, Bastian Ehl und Carsten Boek – haben das Aussehen des Magazins über die Jahre geprägt.

1.047 Leserinnen und Leser erhalten treffpunkt campus aktuell im Abo in ihre Briefkästen.

Mit 5.200 Exemplaren hat treffpunkt campus heuer eine neue Rekordauflage erreicht.

87 Absolventinnen und Absolventen berichteten von ihren Karrierewegen.

17 Professorinnen und Professoren blickten seit 2015 für „Lehrende und ihre Studienanfänge“ zurück in ihre Studienzeit.

Die beliebtesten Orte für Titelbilder sind die drei Labore auf dem Magdeburger Campus. **Die bekanntesten Gesichter** waren Tagesthemenmoderator Ulrich Wickert, Kanzlerin Angela Merkel und KiKa-Moderatorin Shaary Reeves.

Für **„treffpunkt campus Spezial“** gewährten uns Studierende Einblicke in ihre Wohnkonzepte, trafen wir Paare, die sich an der Hochschule gefunden haben, und suchten wir nach verborgenen, längst vergessenen Orten auf dem Campus.

Prof. Dr.-Ing. Dieter Schwarzenau, Prof. Dr. Michael Hoffmann, Martina Stark, Katrin Wolny und Detlef Lange gehören zu den ersten Beschäftigten, die im Rahmen der **Personalien** vorgestellt wurden. Inzwischen ist die Rubrik auf die Webseite www.hs-magdeburg.de/treffpunktcampus umgezogen.

Gut 400 Stunden dauerte die Produktion der aktuellen Ausgabe.

Formen- vielfalt:

Alles Müll? Das stimmt nicht ganz. Viele Produkte, zum Beispiel jene aus Polyethylen, können (und sollten) recycelt werden. Den Willen dazu braucht es auf allen Seiten: von der Politik, Industrie bis hin zu Konsum und Verwertung.

Plastic Peeling

Reine Haut? Natürlich, gern! Plastik in Lebensmitteln? Danke, eher nicht. Was die meisten nicht wissen: Beides liegt näher als wir denken. Für den peelenden Effekt von Kosmetikprodukten sorgen winzige Kunststoffteile aus Polyethylen, aus dem u. a. auch Plastikdeckel hergestellt werden. Einmal angewendet, tauchen die Kunststoffpartikel, die wenige tausendstel Millimeter groß sein können, ins Abwasser ein, huschen durch die Kläranlagen hindurch, gelangen so ins Meer und werden dort beispielsweise von Fischen aufgenommen. Der Rest ist Geschichte oder besser gesagt: Gerichte. In Schweden ist die kosmetische Verwendung von Mikroplastik inzwischen verboten. Gut so! Wer dennoch nicht auf Wellness verzichten möchte: Zerkleinerte Pfirsichkerne und feine Sande sind zwei von vielen guten Alternativen.

Coffee to go and throw

Was? Schon so spät? Jetzt aber los! Tasche packen, Schlüssel schnappen. Der frisch aufgebrühte Kaffee im Thermo-becher hat es in der Eile jedoch nicht mehr mit geschafft. Nicht so schlimm. Dann gibt es beim Café um die Ecke einen Coffee to go – natürlich im Papp-becher. Vermeintlich. Tatsächlich ist der beliebte Trinkbehälter im Inneren von einer hauchdünnen Kunststoffschicht überzogen, die gerade mal fünf Prozent des Materials ausmacht. Das reicht aber schon, um ihn praktisch nicht recycelbar zu machen. Kein Wunder also, dass erste Cafés inzwischen den To-go-Becher verbannt und nur noch Mehrweggefäße aus recycelbarem Kunststoff anbieten. Die halten des Deutschen Lieblingsgetränk ohnehin länger warm.

Geisternetze im Meer

Unser größtes Ökosystem ist zugleich auch unsere größte Müllkippe: Mehr als 600.000 Kubikmeter Abfall lagern allein am Grund der Nordsee. Zwischen Oberfläche und Meeresboden treiben zudem zahlreiche Fischernetze, die absichtlich oder unabsichtlich von Bord gegangen sind. Auf der Suche nach Nahrung verfangen sich Meeressäuger, Seevögel und Co. in den Geisternetzen und kommen qualvoll zu Tode. Damit zumindest ein Teil der Netze nicht in den dunklen Tiefen des Meeres verschwindet, sammelt die Hochschule gemeinsam mit dem NABU sowie Fischern der Ost- und Nordsee herumtreibende Netze und untersucht diese im Labor auf deren Verwertbarkeit. So entstehen aus der Todesfalle zum Beispiel Granulate und gepresste Kunststoffplatten für neue Produkte.



Plastic to know

Sortiert und fotografiert von
Katharina Remiorz

Nicht ohne meine Flip-Flops

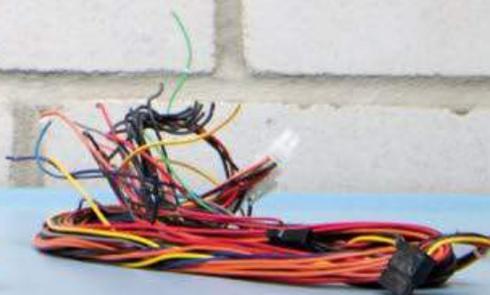
Man findet sie am Strand, in Bars und zuweilen auch in Büros. Besonders in diesem Jahr hatten Flip-Flops einiges zu leisten. Am Ende der Saison landen viele von ihnen in der gelben Tonne, wo fürs Recycling „eh alles zusammengekippt“ wird. Gut gemeint ist nicht immer gut gemacht. Fakt ist, dass die beliebten Sommerschuhe dort nichts zu suchen haben. Ihr weiches und zugleich isolierendes Material entsteht durch ein besonderes Verfahren, bei dem das sonst feste Polyethylen aufgeschäumt wird. Das Problem liegt im Detail: Während andere Kunststoffe der gelben Tonne sortiert und beispielsweise als Regranulat aufbereitet werden, bläht der frühere Flip-Flop immer wieder auf und wird somit für die Verwertung unbrauchbar. Dagegen kann er in der Altkleidersammlung durchaus einen Mehrwert leisten.

Bunter Kabelsalat

Ein Wertstoffhof ist – aus Sicht des Recyclings – eine wahre Schatzkammer: Mehr als 30 Prozent der entsorgten, aufwendig produzierten Elektrokleingeräte sind nicht defekt und nach wie vor brauchbar. Die Geräte werden schlichtweg durch neuere, attraktivere Technik abgelöst. Ein Forschungsteam um Prof. Dr.-Ing. Gilian Gerke sucht daher nun nach Mitteln und Wegen, um den Wegwerfmodus einzudämmen: Schritt Nr. 1 – das Recyclingpotenzial ermitteln. Schritt Nr. 2 – die Bevölkerung sensibilisieren. Schritt Nr. 3 – nachhaltige Alternativen aufzeigen, zum Beispiel in Form von austauschbaren Modulen, mit denen sich die Geräte der wandelnden Umgebung anpassen können. Die Ergebnisse sollen zunächst auf die Recyclingregion Harz übertragen werden.

Sommer ist Ketchupsaison

Verpackungen erleichtern unser Leben – zumindest im ersten Moment. Farbenfroh und glänzend ist die Ketchupflasche vor allem in der Grillsaison ein treuer Begleiter. Das macht sich auch in der Plastiktonne bemerkbar. Ein Großteil dieser Abfälle, laut Umweltbundesamt 57 Prozent, werden energetisch verwertet. Sinnvoll wäre jedoch, Kunststoffe wie Ketchupflaschen als Sekundärrohstoff für Produkte des selben Materials und selben Farbtons zu verwenden. Das spart zwar keine Kosten, schont allerdings unsere endlichen Erdölressourcen. In Zukunft wird die Recyclingquote stetig steigen: 2019 tritt ein neues Verpackungsgesetz in Kraft, nach dem bis 2030 alle Kunststoffverpackungen auf dem EU-Markt recyclingfähig sein sollen.



Sechs Wochen leben

42 Tage lang Auto und Bahn stehen lassen und stattdessen in die Pedale treten? Oder ein absolutes Zuckerverbot? Schwer vorstellbar. Studierende des Masters Sozial- und Gesundheitsjournalismus bissen dennoch sechs Wochen lang in den sauren Apfel.

Ausprobiert von **Lisa Purrio** und **Sebastian Berens**

Fotos: Lisa Purrio, Sebastian Berens, Katharina Remiorz

Liebe und Hass

Alles begann mit einem Abschiedsbrief: „Lieber Zucker, wir müssen reden. Das zwischen uns – es ist eine Hassliebe. Müde komme ich nach Hause und Du bist da, im Müsliriegel, Joghurt, Kaltgetränk. Du gibst Energie und Kraft, erweckst in mir neue Lebensgeister. Doch in letzter Zeit merke ich – Du bist mir zu aufdringlich. Ständig begegne ich Dir. Überall. Von Zutatenlisten, auf denen ich Dich nicht erwartet hätte, grinst Du mich verstoßen an.“ Mein Entschluss stand: Sechs Wochen lang kein Zucker. Am Morgen von Tag eins betrete ich bewaffnet mit einer Kiste die WG-Küche. Der Auftrag: Alles mit Zucker oder Süßstoff muss verschwinden. Viel über bleibt nicht, nahezu alle verarbeiteten Lebensmittel wandern in die verbotene Kiste.

Auf dem Scherbenweg

Ohne Auto, ohne Chance? Von wegen. Das Fahrrad ist vor allem in der Stadt mehr als eine Alternative. Keine nervigen Staus, ein volleres Portemonnaie und eine CO²-Bilanz, die ihresgleichen sucht. Doch im Kampf für ein umweltbewussteres Leben gilt es nicht nur, meine eigene Bequemlichkeit zu besiegen, sondern ebenso, eine vernünftige Infrastruktur für den Verkehr auf zwei Rädern vorzufinden. Mein treuer Begleiter und ich, ein Sack voll Bücher und ein durch Freiluftevents scherbenbespickter Radweg: So begann meine sechswöchige Mission, kilometerlang schlängelnd durch die Innenstadt.







Ca. 30 Stück Würfelzucker nehmen Menschen in Deutschland täglich zu sich. Die WHO empfiehlt nicht mehr als acht Würfel am Tag. Der meiste Zucker befindet sich versteckt in industriell verarbeiteten Produkten und verbirgt sich hinter Begriffen wie Glucose, Dextrose, Saccharose, Maltose oder Süßmolkenpulver.

Verstehen Sie Spaß?

Das Zuckerfrei-Experiment läuft gut. Ich fühle mich fit, ernähre mich gesund, vermisse nichts. Nur eines geht mir gehörig auf die Nerven: einkaufen! Generell gehöre ich nicht zur Riege der Shoppingkings and -queens. Das Gewirr schlecht gelaunter, hektischer Menschen in viel zu schmalen Gängen – furchtbar! Das nun erforderliche Studieren einer jeden Zutatenliste verlangt mir einiges ab. Irgendwann schaue ich mich skeptisch um: Ist hier ein „Versteckte Kamera“-Team? Wurden heute alle zuckerfreien Lebensmittel aus den Regalen verbannt, um mir einen Streich zu spielen? Ihr könnt rauskom-

men, ich hab’ euch erwischt! Aber kein Kamerateam zeigt sich, niemand sagt: „Willkommen bei Verstehen Sie Spaß?“ Es ist traurige Realität. Zucker, Zucker, überall dieser Zucker! In Brot, Knäckebrot und Aufbackbrötchen, in Frischkäse, Curry-Gewürzmischungen und Soja-Kochsahne, in Gewürzgurken, Hummus, Müsli. Es nervt.

Mittelfinger statt Schulterblick

Schon nach einigen Tagen habe ich das Gefühl, dass nur Wenige in Magde-

burg ein Rad benutzen. Eine „Fahrradkultur“ so wie in Münster oder gar in Stockholm gibt es hier nicht. Trotz Markierungen fühlt man sich nicht selten unsichtbar. Einen beliebten Reaktionstest bieten zum Beispiel Fußgängerinnen und Fußgänger. Aber während Parcours wie diese noch ein Leichtes sind, zieht man bei Autos grundsätzlich den Kürzeren. Szenen, bei denen sich Personen zwischen Auto und Rad anbrüllen, gegenseitig den Mittelfinger zeigen und fast an die Gurgel springen, habe ich schon oft erlebt. Kein Wunder also, dass mein Helm zu meinem täglichen Begleiter geworden ist.



Der Fahrtwind pustete so manches Mal die Sorgen weg. Gerade nach einem „verkopften“ Tag am Schreibtisch, immer mit dem Muff der Bücher in der Nase, konnte ich während der Heimfahrten an der frischen Luft die Gedanken schweifen lassen.

Zu Lasten des Rades

Was ist eigentlich, wenn es mal besonders schnell gehen muss, aus Eimern schüttet oder aber ein neues Möbelstück transportiert werden will? Mein Rad musste, neben meiner Wenigkeit, so einige Lasten durch die Gegend fahren. Zum Glück hatte meine Fahrradtasche ein unvergleichliches Fassungsvermögen. Zehn Minuten Radweg und zwanzig Minuten Supermarkt später stand ich mit meiner Fahrradtasche, voll bis oben hin, vor meinem Rad: Jetzt bloß nicht die Eier und Tomaten zerquetschen, dachte ich mir. Für mich allein ist so ein Einkauf aber gut machbar. Ich frage mich jedoch, wie wohl Familien den Großeinkauf zu Rad meistern. Spätestens nach dem Besuch im Möbelhaus kommt der Packesel an seine Grenzen. Denn selbst in der größten Fahrradtasche finden Sofa und Co. beim besten Willen keinen Platz.

Einmal kompliziert, bitteschön!

Fünf Wochen sind rum. Langsam bin ich furchtbar genervt von dem Experiment. Immer alles zehnmal überprüfen. Immer nachfragen. Immer kompliziert. Es ist wirklich nicht der Zucker oder das Süße, was mir fehlt. Es ist einfach die Normalität, die Unkompliziertheit. Ich möchte einfach das einkaufen, auf das ich Lust habe. Möchte einfach schnell in den Supermarkt rein und noch schneller wieder raus. Ich möchte mein simples Leben zurück. Vor allem an Tagen, an denen ich den ganzen Tag unterwegs bin, ist es kompliziert. Selbst zuckerfrei zu kochen, ist kein Problem. Zuckerfrei essen zu gehen, dafür nahezu unmöglich.

Gesundes backen?

Zuckerfrei zu leben, ist schön und gut, aber natürlich kommt irgendwann die Sehnsucht nach Süßem. Also versuche ich mich an zuckerfreien Keksen. Was soll ich zum Ergebnis groß sagen? Natürlich sind es keine Marmeladenkekse, keine Butterplätzchen und schon längst keine Chocolate-Chip-Cookies. Es ist mehr so „Bio-Dinkel-Eltern-haben-etwas-Leckeres-für-Sören-Tristan-in-die-bpa-freie-Tupperbox-eingepackt“. Es schmeckt gesund. Aber es schmeckt okay. Dennoch schielen meine Augen ständig auf die Schokolade meiner Mitbewohner, die sie freundlicherweise extra offen in der Küche liegen lassen.



Mein Nachmittagssnack bei sommerlichen 30 Grad im Schatten? Kein Eis.

Gesattelt bei Wind und Wetter

So sehr ich die Sonne in diesem Sommer genießen konnte, so unerträglich war sie doch an manchen Tagen. Trotzdem gibt es genügend gute Gründe bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad unterwegs zu sein. Zum Beispiel weil man nicht unnötig Geld an der Tankstelle oder im Fitnessstudio lassen muss, Staus und verspätete Bahnen der Vergangenheit angehören, die Umwelt schont und „Singing in the Rain“ besonders auf dem Rad wunderbar Spaß macht. Und: weil du frei bist! Frische Luft, Sonne – einfach du und dein Rad. Perfekt!

Was am Ende bleibt

Da Schwarz-Weiß-Denken nicht mein Stil ist, möchte ich nicht per se sagen, dass das Experiment gut oder schlecht war. Es lassen sich dennoch einige positive und einige negative Aspekte aufzählen: Ich habe zwei Kilo abgenommen, fühle mich vitaler, mein Geschmackssinn hat sich verbessert und ich esse frischer. Das ist schön und gut, anstrengend ist es aber dafür eben auch. Und wie! Es bedeutet viel Verzicht, Vorbereitung, wenn man den ganzen Tag unterwegs ist, was gleichzeitig auch mit einem enormen Zeitaufwand einhergeht. Jetzt nach meinem Experiment achte ich tatsächlich mehr auf meinen Zuckerkonsum. Die Zutatenlisten werden aber dennoch oft gekonnt ignoriert. Dann ist in meinen Aufbackbrötchen eben Zucker.



Wenn der tote Winkel einen unsichtbar werden lässt oder beim Abbiegen nicht über die Schulter gesehen wird, kann es tödlich enden. Für diese Schicksale stehen die „weißen Fahrräder“, die deutschlandweit an Unfallorten mit Todesfolge vom Allgemeinen Deutschen Fahrradclub (ADFC) aufgestellt werden.



Zuckerfrei zu essen, bedeutet nicht gleich, gesund zu essen. Mein Standardgericht in der Mensa: Pommes mit Gemüse.



Backen ohne Zucker: optisch einwandfrei, geschmacklich eher schwierig.



Mit Sand unter den Füßen die Reifen und die Kehle kühlen: So ließen sich die anstrengenden Wochen mit Rad zu einem entspannten Ende führen.



Tschüss Orangensaft, Cola oder Smoothie: Wasser ist meine neue Limo!



Geschafft und doch kein Ende in Sicht

Mein liebes, treues Fahrrad, nun ist es geschafft. Sechs Wochen hast du mich durch die Stadt gebracht! Du musstest so manche Kante, manches Schlagloch und noch viel mehr Scherben ausweichen, mal mit Matsch bespritzt, mal von der Sonne glühend heiß erhitzt. Die Wochen vergingen doch eigentlich wie im Flug. Mal mehr, mal weniger anstrengend. Manchmal blickte ich neidvoll auf eine vorbeifahrende Straßenbahn. Aber nein: versprochen ist versprochen! Und es soll weitergehen. Also, vielleicht sieht man sich ja mal – auf der einen oder anderen Fahrradroute.

Nach sechs Wochen: geschafft! Ab Montag gleich in die nächste Straßenbahn? Auf keinen Fall!

Pflege den Zweifel

Lehrende und ihre Studienanfänge:
Prof. Dr. Claudia Nothelle

„Irgendwas mit Medien“, heißt es häufig auf die Frage, was man später eigentlich mal machen wolle. Wen wundert's, dass sich Studieninteressierte im Dickicht der angebotenen medienwissenschaftlichen Studiengänge nicht selten verirren. Für Prof. Dr. Claudia Nothelle zu Beginn ihrer Studienzeit keine Frage. Sie wusste ganz sicher: Sie will Journalistin werden.

Erzählt von Prof. Dr. Claudia Nothelle

Fotos: privat, Jörg Ladwig

Der gute Ratschlag altgedienter Redakteure lautete: Studiere, was dich interessiert – und sieh zu, dass du viel Praxiserfahrung sammelst. Und außerdem: good luck! Denn schon in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts gab es keinen Königsweg in den Traumberuf.

Gesagt, getan. Ich begann ein Lehramtsstudium Katholische Theologie und Germanistik in Bonn, dem Berlin der alten Bundesrepublik, zumindest was die politischen Aktivitäten betraf. Da gab es die Hofgartenwiese, auf der Hunderttausende gegen den NATO-Doppelbeschluss demonstrierten. Aus dem Fenster der theologischen Seminarräume sah man direkt auf diese Wiese und konnte dorthin auch gern zum Picknick in der Mittagspause gehen. Eine frühe Form des grünen Campus ... Auch die Staatsbesucher waren in Uninähe: Legten sie doch ihre Kränze am anderen Ende der Hofgartenwiese nieder. Und der Beobachtungsposten: siehe oben.

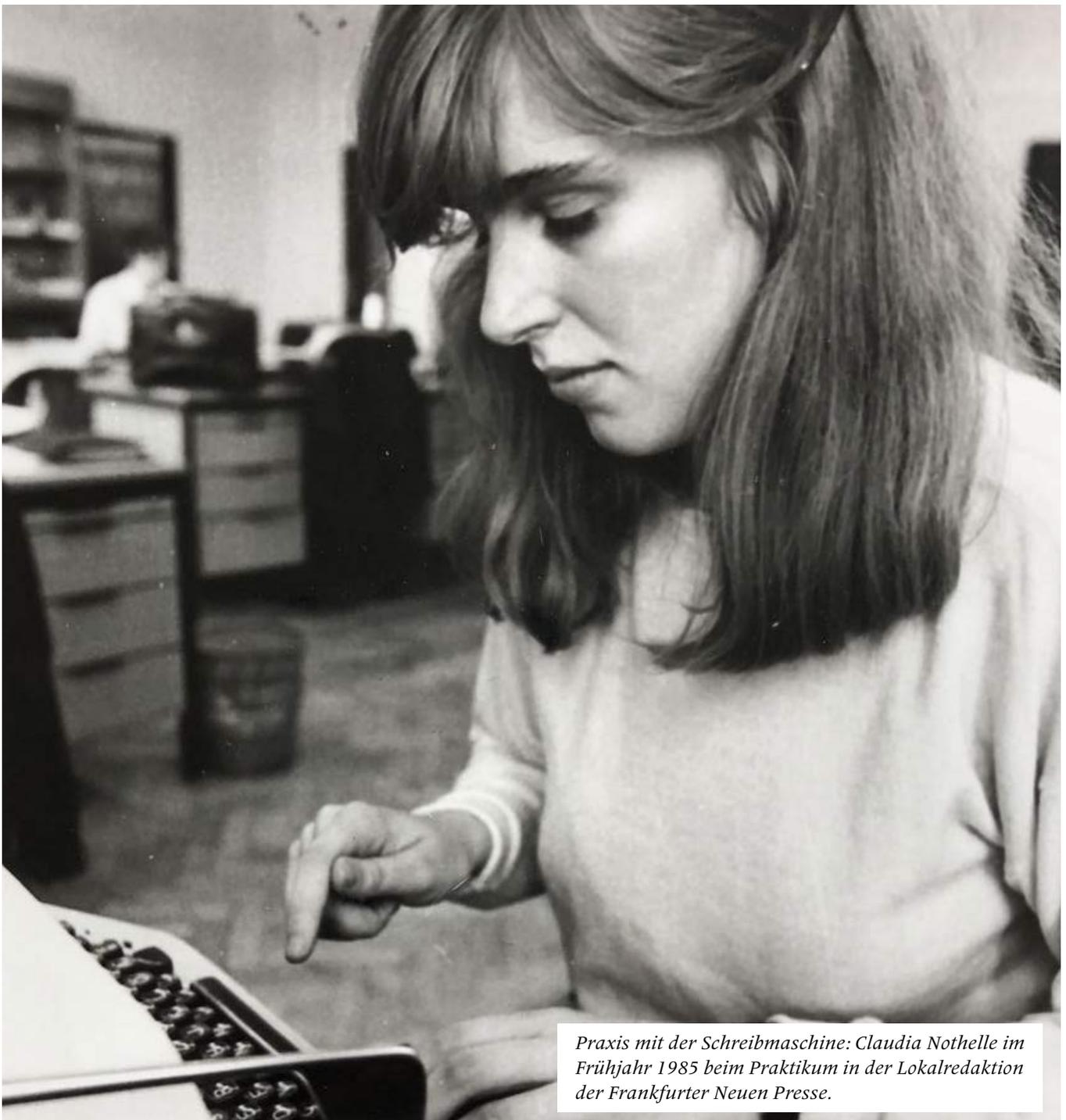
Die Studienbedingungen an der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität in Bonn waren damals gewöhnungsbedürftig. Plätze in beliebten Seminaren waren nur durch frühzeitiges Aufstehen (oder langes Wachbleiben) zu ergattern. In manchen Hörsälen gab es nur einen Sitzplatz auf dem Boden.



Und als erstes Zeichen einer Digitalisierung schoben wir Mikrofiches durch Lesegeräte in der Unibibliothek (und genossen dabei die fabelhafte Aussicht auf den Rhein).

Germanistik und Journalismus muss ich wahrscheinlich kaum erklären, das passt. Aber Theologie? Willst du zur Kirchenzeitung? Ungläubiges Staunen. Nein, wollte ich nicht. Ich wollte über Kirchenthemen berichten, über Kirchenpolitik und hatte auch Vorbilder in den damaligen Zeitungen (und bis heute gibt es davon genug zu berichten). Irgendwann weitete sich meine Berufsvorstellung. Aber das Studium war immer noch

genau meins und eine gute Grundlage, zum Beispiel die Beschäftigung mit der (theologischen) Hermeneutik: Aus welcher Perspektive – aus welchen Zusammenhängen heraus gehe ich an eine Fragestellung heran? Oder die Kirchengeschichte. Ganz sicher auch die Christlichen Gesellschaftslehre: sozialetische Grundlagen, die mir später bei so manchem Kommentar geholfen haben. Überhaupt: Wahrscheinlich das Wichtigste, das ich aus meinem Studium mitgenommen habe, ist es, Fragen zu stellen und alles infrage zu stellen. Nicht einfach alles zu glauben, sondern den Zweifel zu pflegen – ja, auch und gerade in der Theologie.



Praxis mit der Schreibmaschine: Claudia Nothelle im Frühjahr 1985 beim Praktikum in der Lokalredaktion der Frankfurter Neuen Presse.

Eine spannende Zeit – mit Kontrastprogramm in den Semesterferien: Praxis, Praxis, Praxis. Parallel zum Studium habe ich beim Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses, das ist die katholische Journalistenschule, eine studienbegleitende Journalistenausbildung absolviert. Dazu gehörten mehrwöchige Seminare (vergleichbar mit den Lehrredaktionen unseres Journalismusstudiums) und Praktika – in Lokalredaktionen in Dortmund und Frankfurt, einer Parlamentsredaktion in Bonn und beim SWF in Konstanz. Pressekonferenzen, Recherchen, spannende neue Menschen kennenlernen und fragen, fragen, fragen (siehe links). Ganz nebenbei war für mich auch der Rollenwechsel sehr spannend: Wartete ich in Bonn als Studentin oft lange auf einen Termin in der Sprechstunde des Professors, waren deren Kollegen in Dortmund, Frankfurt oder Konstanz meist sehr interessiert an einem Gespräch mit mir. Die Aussicht, in der Zeitung zitiert zu werden, war vielversprechend. Die Erfahrung

machte mich zunächst einmal stolz – und nach einigem Nachdenken auch wieder bescheiden. Denn die waren ja nicht an mir interessiert, sondern an meiner Rolle ...

Zurück zum Studium. Die Universität hat mich so gefesselt, dass ich bis einschließlich der Promotion durchgehalten habe. Es war (und ist) die Freiheit, die mich fasziniert hat. Alles lesen, alles forschen, alles fragen, alles strukturieren. Natürlich gab und gibt es Studien- und Prüfungsordnungen. Es gab Veranstaltungen, die mich nur wenig interessierten und Hausarbeiten, durch die ich mich gequält habe. Aber prägender war die Überzeugung, mit dem Studium eine große Chance zu haben. Heute würde man wahrscheinlich sagen: Zeit für Input. Danach dann der Output. Eine lange Praxisphase beim Mitteldeutschen Rundfunk und Rundfunk Berlin Brandenburg. Und jetzt: back to the roots. Zurück an der Hochschule. Und hoffentlich viel Input und Output. Am liebsten gleichzeitig.

Karrierewege

Ein Leben in vier Welten

Unter seinem Label „In die Fluten“ vereint Designabsolvent Christoph Ackermann seine Arbeit als freischaffender Fotograf, Maler, Graffiti-Künstler und Grafiker. Mit 13 Jahren entdeckte er Graffiti für sich und legte sich den bis heute existierenden Künstlernamen Sonè zu. Von Schaffensprozessen, Kreativitätskrisen und einer weißen Welt.



„Withinyouwithoutyou“ ist der Titel eines seiner Werke, das Designabsolvent Christoph Ackermann unter dem Einfluss von Musik und mithilfe von spontanen, wilden Schwüngen geschaffen hat. Mehrere Ebenen Farbe hat er so aufgebracht. „Wenn ich denke, dass ich genug Leben geschaffen habe, geht es daran, dem ganzen Wirrwarr, man könnte auch sagen Gefühlschaos, in eine gewisse Ordnung zu bringen.“





Interviewt von Olga Kruse
Fotos: Matthias Piekacz,
Stadtmarketing Magdeburg



1993 hast Du begonnen, Graffiti zu gestalten. Wie hat sich die Szene seit den 1990ern verändert?

Ich glaube, früher hat man das noch eher aus der Liebe und Hingabe zum Graffiti selbst und zur Hip-Hop-Kultur gemacht. Wir sind damals für 30 D-Mark nach Berlin oder Braunschweig gefahren, nur um für eine D-Mark Sprühaufsätze und dicke Schnürsenkel zu kaufen. Unsere Graffiti-Magazine haben wir gehütet wie unseren Augapfel und uns lag viel daran, wirklich gute Graffiti zu machen. Dieser Spirit ist etwas verloren gegangen.

War Dir schon früh bewusst, dass Du einen künstlerischen Berufszweig einschlagen wirst?

Ja, das lag auch daran, dass mein Bruder Graffiti-Künstler ist. Auch meine Großväter und mein Vater waren Architekten und Maler. Ich hatte also immer ein künstlerisch geprägtes Umfeld, welches mich stets unterstützt hat, einen kreativen Weg zu gehen. Dafür bin ich sehr dankbar. Das Studium an der Hochschule hat mir außerdem sehr viel gezeigt und beigebracht. Es beinhaltete nicht nur Produktdesign, sondern auch Management. Das hat mich sehr gut auf die Selbstständigkeit vorbereitet.

Magdeburg ist nicht gerade als Kunstmetropole bekannt. Wie kommt es, dass Du hier als freischaffender Künstler und Designer tätig bist?

Durch die Graffiti-Malerei erhielt ich sehr früh Aufträge vom Jugendamt und der Stadt Magdeburg. So habe ich bereits Ende der 1990er-Jahre Graffiti-Workshops für Jüngere gegeben. Auch von der Universität folgten Anfragen für Fotografie-Seminare. Während des Studiums hatte ich

also schon Klienten und habe als Selbstständiger gearbeitet. Nach dem Studium haben Bekannte von mir eine Sushi-Kette, die Sushifreunde, eröffnet und ich habe das ganze Designfeld übernommen. So folgte eins nach dem anderen. Die meisten Auftraggeber kenne ich schon seit fünf oder sogar zehn Jahren. So weiß ich auch, dass bestimmte Projekte immer wiederkommen.

Klingt als wärst Du ziemlich ausgelastet?

Es ist eine echt schöne Abwechslung, wenn man mehrere Tage am Rechner saß, dann rausgeht und eine Wand gestaltet, im Atelier Bilder malt oder eine neue Ausstellung plant. Das Gute ist, dass ich finanziell nie von einer Sache abhängig bin. Das würde zum einen schnell Langeweile bringen und zum anderen bedeutet es auch ein zu hohes Risiko. Aber so kann ich viele Sachen ganz entspannt angehen. Da ich in der Region, mit einigen Ausnahmen, der einzige bin, der derartige Workshops anbietet, habe ich ein Alleinstellungsmerkmal und das ist gerade in einer Stadt wie Magdeburg für einen Künstler sehr wichtig.

Was ist Dir bei Deinen Workshops am wichtigsten?

Wenn ich sehe, dass es den Teilnehmern Spaß macht und Aha-Momente eintreten. Ich habe beispielsweise im Moritzhof einen Kalligraphie-Workshop gegeben. Kalligraphiespitzen kosten viel Geld, man kann sie aber auch unter anderem aus Coladosen selber machen. Alternativen zu finden und sie den Kindern nachhaltig weitergeben zu können, finde ich spannend und schön. Und wenn ich dann irgendetwas in ihnen wecken konnte, freut mich das natürlich sehr.



Kreatives Chaos: In seinem Atelier im Werk4 gestaltet, malt und plant Christoph Ackermann seine Bilder, die man regelmäßig in offenen Werkschauen sehen kann. Mehr unter: www.in-die-fluten.de

Wie bist Du zur Malerei und zu Deinem Atelier im Werk4 gekommen?

Ich wollte mich parallel zum Graffiti noch anders ausdrücken. Gerade in den kalten Monaten, kann man ja keine Fassaden gestalten. So war es dann folgerichtig, dass man sich auf der Leinwand ausgetobt hat. Ich mache diese Bilder nicht, um sie zu verkaufen. Das ist für mich einfach eine schöne Herzenssache. Aber wenn ich sie verkaufe, dann ist es natürlich umso schöner. Ich bin kein studierter Künstler, sondern über das Graffiti- und Design-Studium ein Autodidakt. Und dann gibt es natürlich diese Zufälle: Vor vier oder fünf Jahren war ich auf dem Gelände des Werks4, was damals noch leer stand, und habe eine Wand besprüht, die heute zu meinem Atelier gehört. Als ich erfuhr, dass hier richtige Ateliers entstehen sollen, habe ich mich beworben und tatsächlich den Raum bekommen, den ich damals besprüht habe.

Wie sieht Dein malerischer Schaffensprozess aus?

Musik ist für mich sehr wichtig. Gerade beim Anfangsprozess inspiriert sie mich stark. In diesem Moment entsteht etwas, wo ich nicht weiß, was es später sein wird. Ich arbeite mit spontanen Schwüngen, die ich dann mit neuen geometrischen Ebenen überziehe. Das ist immer ganz spannend, denn ich mache keine Entwürfe.

Und wie gehst Du mit Kreativitätskrisen um?

Das geht von alleine. Man muss ruhig bleiben und gerade hier kann man in die Höfe gehen und ein bisschen gärtner. Das hilft.

Was würdest Du Menschen, die sich überlegen, einen künstlerischen Lebensweg einzuschlagen, mit auf den Weg geben?

Im Studium habe ich gelernt: Selbstständig zu sein, heißt, selbst und ständig zu arbeiten. Das ist wirklich so. So etwas wie ein Wochenende kenne ich nicht. Von solchen Strukturen muss man sich verabschieden. Es gibt Tage, an denen ich komplett gar nichts mache und dann gibt es Tage, da arbeite ich durch. Die Muse fragt natürlich auch nicht, wann sie kommen darf. So kann es auch manchmal nachts um 3 Uhr werden. 90 Prozent der Sachen, die ich mache, sehe ich jedoch nicht als Arbeit an, sondern tatsächlich noch als so etwas wie meine Leidenschaft, die mir total Spaß macht. Dann geht alles viel leichter von der Hand. Und ich glaube, dass der Blick über den Tellerrand auch sehr wichtig ist. Andere Städte zu bereisen, Ausstellungen zu besuchen, sich mit Menschen auszutauschen und zu schauen, was man für sich oder auch für die Stadt mitnehmen kann.

Welche Veränderung würdest Du Dir für die Welt wünschen und welche Farbe hätte sie?

Mehr Empathie. Vielleicht wäre sie dann weiß: unvoreingenommen und gestaltbar.

Auch was zu erzählen?

Schreib an: treffpunktampus@hs-magdeburg.de

Kommentar

Zu träge zum Aufstehen?



„Keine Politikerin, kein Politiker, keine Partei wird unsere Probleme lösen, wenn wir es nicht selbst tun“, heißt es auf der Webseite der Sammlungsbewegung „Aufstehen“. Die parteiunabhängige Initiative mit über 80 prominenten Unterstützerinnen und Unterstützern aus Industrie, Wissenschaft, Medien, Kultur und Politik will bei der letzten Bundestagswahl verlorene Wähler wieder einfangen, sie motivieren. Doch was nicht von uns selbst kommt – beruflich wie privat – wird nichts verändern. Warum wir endlich aufhören müssen, unser täglich Programm abzuspulen.

Kommentiert von Prof. Dr. Thomas Kliche

Karikatur: Phil Hubbe

Klar, etwas in der Art von „Aufstehen“ hat gefehlt: Die tiefe internationale Gefährdung unserer Sicherheit und Wirtschaft ist mit Händen zu greifen, das Gefühl eines großen Änderungsbedarfs unserer zerstörerischen Lebensweise grummelt immer stärker. Aber bislang stehen die Bastel- und die Rauswurf-Antwort im Vordergrund: Entweder so lange basteln und reparieren, wie es irgend geht, ohne langfristigen Plan und große Entwürfe; das macht die Kanzlerin. Oder alle angiften und angreifen, die nicht zum gefühlten Club der tollen Toitschen gehören; das machen die Rechtsextremen im Windschatten der AfD und zerrütten damit erfolgreich so manchen Teil der CDU. Es fehlt eine Plattform, die die linkeren Parteien zum Zusammenwirken anhält und ihre Beiträge zu einem handlungsfähigen Entwurf bündelt: die Zähmung einer durchbrennenden Weltwirtschaftsordnung aus dem Programm der LINKEN, die große Transformation zur nachhaltigen Lebensweise als Lebensidee der GRÜNEN, die pragmatische Gestaltung des Sozialstaats als Erbe der SPD. Davon träumen viele.

Erschließt „Aufstehen“ hierfür eine neue Möglichkeit? Wir wissen es nicht. Kritisch wird es ja erst, wenn so eine Bewegung politisch loslegt. Programme mit einer Mapping-Software zu entwickeln, tut niemandem weh. Aber wie werden sie verwirklicht? Wird „Aufstehen“ dann Parteien unterstützen? Welche? Wie? Oder Parteien verdrängen, also bei Wahlen kandidieren? Oder damit drohen, um die Kooperation anderer zu erzwingen? Und wer darf drohen, der Vorstand? Schwupps, wäre eine neue Partei daraus geworden, der Wettbewerb würde zu- und die Handlungsfähigkeit abnehmen.

Vorerst siegt die Routine, siegt der Apparat, der sie abspult: Die anderen Parteien machen einfach weiter. Die Mitarbeiterstäbe produzieren zuverlässig Papiere, Plakate und Parolen. Zwar begreifen viele: Das reicht nicht mehr. Trotzdem ist es verständlich. So machen wir es selbst in der Hochschule ja auch. Klimakatastrophe? Nö, Klimawandel. Digitalisierung? Schönes neues Thema, mal sehen. Plastikmüll? Der plätschert tröstlich weit weg im Ozean, nicht neben dem Automaten, der

dauernd Becher ausspuckt. Ich sage mir selbst auch gern: Bleib auf dem Teppich! Vernünftige Seminare, pünktliche Rückmeldungen, Ermutigung für alle, wirkungsvolle Transferprojekte – schwer genug! Reicht das nicht?!

Nein. Gerade eine praxisnahe, vielseitige, lebendige Hochschule wie diese könnte doch viel mehr leisten, um neue Wege zu erschließen. Denn hier gibt es ja nicht nur tolle Technologien. Ich meine gar nicht allein die Deichbauer, die dem Vernehmen nach mindestens national zu den besten gehören. Die kommen sowieso zum Zuge, hoffentlich nicht zu bald ... Nein, wir haben die Vielfalt, die für Innovationen künftig entscheidend ist: Wirtschaft, Technik, menschliche Beziehungen. Denn Innovation ist nicht einfach ein Maschinchen, sondern immer die Veränderung der Verhaltensweisen, Kompetenzen und Alltagspraktiken, mit denen die Berufe, die Organisationen, die Menschen sich diese Maschinchen aneignen. Unsere Hochschule ist eigentlich eine ungeheuer reiche Ideen- und Zukunftsschmiede.

Nutzen wir das schon voll? Vielleicht könnten wir noch mehr geistige Teilchenbeschleuniger einbauen. Man könnte überlegen, Teile des rasch überholten Wissens zu entrümpeln, stattdessen Austausch- und Planungskompetenzen stärken, auch den gesellschaftlichen Transfer, etwa durch breitere Praxisforschungsformate über mehrere Semester. Dafür muss man Raum schaffen. Ja, daran arbeiten schon viele. Oft ist das zäh, denn wir haben alle viel um die Ohren (siehe oben). Können wir manchmal nicht größer und ehrgeiziger denken, können wir unsere Arbeit nicht mehr auf Kompetenzen, Innovationen und Interdisziplinarität ausrichten, die der tiefe Wandel der kommenden Jahrzehnte fordern wird?

Aufstehen muss man, um loszugehen. Gut. Sitzen ist das neue Rauchen. Stehen wir also auf. Der Weg wird lang. Wichtig ist immer weniger, mit wem wir losgehen. Wir müssen zusehen, dass wir ankommen, bevor unsere Gestaltungsspielräume sich in Krisen auflösen.

Sanitation for all



Der Zugang zu einer anständigen Toilette: für viele Menschen, vor allem in Entwicklungsländern und Krisengebieten, nicht selbstverständlich. In den Slums von Bangladesch wurde Mona Mijthab 2010 mit einer prekären Situation konfrontiert – und entwickelte „MoSan“.

Aufgeschrieben von Nancy Thiede
Fotos: Mona Mijthab



In Bangladeschs Hauptstadt Dhaka leben über acht Millionen Menschen. Ein Teil von ihnen in teils informellen Zeltsiedlungen – weit weg von jeglicher Infrastruktur auf engstem Raum. Ohne Abwassersystem fehlen jegliche Arten von sanitären Einrichtungen in den städtischen Slums. Von den Zuständen vor Ort überzeugte sich Mona Mijthab im August 2010 im Rahmen eines sechsmonatigen Praktikums. Sie verbrachte viel Zeit mit den Menschen im Slum, führte Gespräche, Gruppendiskussionen und Feldstudien durch. Alles für das Ziel, eine saubere und nachhaltige Sanitär­lösung zu finden.

Die städtischen Slums versinken im Müll und in Fäkalien. „Man braucht einen langen Atem“, sagt Mona über ihre Entwicklungsarbeit. Bevor die Toilette ins Haus kommt, muss sensibilisiert werden – und zwar in Sachen Müllentsorgung, Nutzung sanitärer Anlagen und der Reinhaltung der Wasserquellen.

Besonders für Frauen und Mädchen ist die sanitäre Situation fatal: Es gilt als unrein, tagsüber auf die Toilette zu gehen und somit trinken Frauen zum Nachteil ihrer Gesundheit sehr wenig. Außerdem ist es gefährlich, nachts das Freie aufzusuchen, um den Toilettengang zu erledigen. Eine mobile Toilette für den eigenen Haushalt bietet demnach den nötigen Schutz vor Überfällen.





Während der Entwicklungsphase und ihres ersten Aufenthalts in Dhaka, ging Mona (l.) von Tür zu Tür, um den Bewohnerinnen und Bewohnern das Projekt vorzustellen und herauszufinden, welche Vorstellung sie haben. Zugleich wollte sie testen, ob sich solch ein Trennsystem überhaupt etablieren kann und die Menschen vor Ort ein Verständnis dafür entwickeln können.



„Sitzen wollen wir natürlich, hocken können wir auch draußen auf dem Feld“, war die Antwort von den Frauen und Männern eines Slums in Bangladesch, auf die Frage nach Wünschen. Während ihrer Präsentationen war immer ein Dolmetscher dabei und Mona versuchte anhand von Zeichnungen und Papiermodellen zu verdeutlichen, wie ihre Idee einer mobilen Trenntoilette funktioniert.

Eine bambusverkleidete Hütte mit Teppichboden. Schwüle Hitze. Frauen, Kinder und Männer sitzen im Kreis auf dem Boden und blicken auf ein großes, weißes Papier mit Skizzen. Eine junge Frau aus Deutschland hält die Zeichnung in den Händen. Mithilfe eines Dolmetschers erklärt sie den Bewohnerinnen und Bewohnern eines städtischen Slums in Bangladesch ihre Vision einer mobilen Toilette und somit sauberen und gesunden Zukunft.

Anhalten bis zur Dunkelheit

Die Welt verändern – ein Stück besser machen. Das wollte Mona Mijthab, als sie 2010 ihr Praktikum bei der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) begann. Es widmete sich dem Thema „Urban Governance Infrastructure Improvement“, also der Verbesserung von Infrastruktur, Straßenbau, Wasserqualität und Sanitär. Mona war auf dem Weg Designerin zu werden und sah in diesem Projekt die Möglichkeit, etwas Gutes zu tun. Schnell war klar, dass im Bereich Sanitär etwas benötigt wurde, das hierzulande selbstverständlich ist: eine Toilette. Und zwar nicht irgendeine, sondern eine mobile Toilette, die kreislauforientiert ist und es zulässt, die Endströme zu recyceln.

Kaum Infrastruktur, keine Abwassersysteme und teilweise illegale Siedlungen mit Hütten, in denen drei Generationen auf circa fünf Quadratmetern zusammenleben. Zur Toilette geht man im Freien oder im nächstgelegenen Gewässer. Das war der Ist-Zustand, den Mona vorfand, als sie im August 2010 das erste Mal nach Bangladesch reiste. Besonders schwer haben es Frauen: „Falls eine öffentliche Toilette gebaut wird, ist es für sie aus kulturellen und sozialen Gründen schwer, diese zu benutzen. Tagsüber gehen Frauen gar nicht zur Toilette, da es als schmutzig gilt und verpönt ist. Sie trinken kaum etwas, was sich negativ auf ihre Gesundheit auswirkt“, erklärt Mona Mijthab die prekäre Situation.

Würde und Umweltschutz vereinen

Die Herausforderungen des Projekts waren immens: nicht nur das Entwickeln, Designen, Planen und Herstellen der mobilen Toilette standen im Fokus. Viel wichtiger war es, die Bedürfnisse der Menschen vor Ort zu erkennen und in den gesamten Entwicklungsprozess einzubeziehen. Eine erste wichtige Erkenntnis: Es musste sich um eine mobile Sanitärösung handeln. „Wenn der Monsun kommt und der Slum verlassen werden muss, haben wir von einer Zementstruktur gar nichts. Diese würde zerstört und die Toiletten überflutet“, so Mona. Viel wichtiger – und auch schwieriger – war für die Designerin neben der Gestaltung ein Sammelsystem zu entwickeln, welches es zulässt, die Fäkalien zu trennen und sie sicher und hygienisch zum Recycling zu transportieren. Dabei standen die Würde des Menschen und der Schutz der Umwelt im Mittelpunkt der Entwicklung. Als sie das erste Mal nach Bangladesch reiste, hieß es für Mona, von Tür zu Tür zu gehen und die Menschen vor Ort zu befragen. Mit diesen Eindrücken und Erkenntnissen ging es zurück nach Deutschland.

Viele Stunden verbrachte Mijthab damit, ihre Eindrücke zu sortieren und Entwürfe anzufertigen. Nach dem mehrmonatigen Praktikum entschied sie sich, ihre Bachelorarbeit über die nachhaltige Sanitärösung für Entwicklungsländer zu schreiben. Unterstützung fand sie in ihrem Fachbereich – auch interdisziplinär wurde gearbeitet, zum Beispiel im Bereich Composite-Technologien. Mehrere Testläufe wurden direkt vor Ort in den Slums durchgeführt. Dazu dienten zuerst einfache Modelle, bestehend aus Eimern und Campingtoilettensitzen. Mit den Erkenntnissen aus den Testläufen wurde das Design weiterentwickelt und in Deutschland zu einer Gussform umgesetzt. Die Modelle wurden von Magdeburg nach Bangladesch geschickt und dort in Kleinserie produziert.

Sanitäre Revolution

Als Mona 2015 ihre Masterarbeit an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) schrieb, entwarf sie ein komplettes Sanitärsystem, dessen Kern die mobile Toilette darstellt. Die Idee, sanitäre Lösungen in Form von „Campingtoiletten“ in Entwicklungsländern zur Verfügung zu stellen, ist nicht neu. Ihr Modell namens MoSan ist allerdings in vielerlei Hinsicht einzigartig: Der ökologische und kreislauforientierte Ansatz ist für einen weltweiten Einsatz konzipiert und bezieht die Nutzerinnen und Nutzer beim Aufbau vor Ort mit ein. Außergewöhnlich ist auch der nachhaltige Ansatz von MoSan: Die Trennung der Ausscheidungen in Kombination mit der sicheren Entsorgung und Wiederverwertung ist einmalig auf der Welt. Das Konzept gewann zahlreiche Preise, darunter den BESTFORM-Award 2013 und den Schweizer Seif-Preis für soziales Unternehmertum.

MoSan finanziert sich über den Aufbau des Systems – Gemeinden oder Hilfsorganisationen zahlen. Der Verkauf der Recyclingprodukte und die Aufbereitung der Exkremate werden gegen eine Lizenzgebühr von Franchisenehmern übernommen. Nach der Entwicklungsphase in Bangladesch vor acht Jahren wurde MoSan optimiert und mittlerweile in Kenia und dem Sudan getestet. Weitere Pilotprojekte für Mexiko und Guatemala sind geplant. „Bis 2030 sollen die Toiletten einer Million Menschen in Entwicklungsländern und Krisengebieten zugutekommen“, erklärt die Erfinderin. Nach wie vor ist sie fasziniert, welchen Umfang ihr Projekt angenommen hat und begeistert, dass es weiterwächst.



www.mosanitation.com



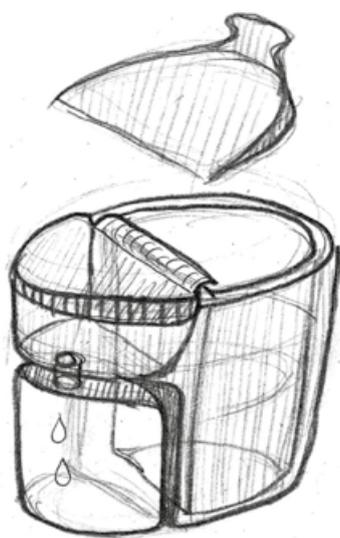
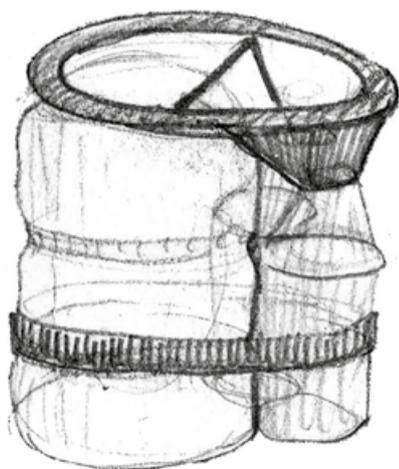
www.facebook.com/mosanitation



www.instagram.com/mosanitation



Mona Mijthab hat Industrial Design an der Hochschule studiert. Was 2010 mit einem sechsmonatigen Praktikum begann, ist in nur acht Jahren zu einer Revolution in der Entwicklung von Sanitär-lösungen geworden. MoSan – Mobile Sanitation ist der Name ihres Unternehmens, mit dem sie eine mobile Toilette, die nachhaltig und leicht zu verwenden ist, in Entwicklungsländern wie Bangladesch, Kenia und Guatemala etabliert. Schon während ihres Studiums interessierte sich Mona vor allem für den Bereich Produktentwicklung. Zugute kam ihr während der Entwicklung der Sanitär-lösung, dass sie bereits vorher Modellbauer-fahrungen in einem Töpferkurs sowie Erfahrungen in der Arbeit mit den natürlichen Materialien Ton und Clay im Studium gesammelt hat.



Ganze sieben Notizbücher füllte Mona Mijthab mit ihren Ideen, Entwürfen und Skizzen, bevor erste Modelle per Hand und am PC entstanden. Testläufe wurden mit Hilfe von Campingtoilettensitzen, Eimern und Tüten in verschiedenen Familien vor Ort durchgeführt. Auch diese Erkenntnisse flossen in die finale Entwicklung ein. Die erste Gussform wurde mit der Firma Modell- und Formenbau Sachsen-Anhalt in Magdeburg ge-fräst. Mittlerweile kann MoSan in Serie produziert werden und ist sogar in verschiedenen Farben erhältlich.

Weltweit einzigartig: eine Trenntoilette, die es erlaubt, die Exkremente zu recyceln und der Natur zurückzuführen. Das ist in städtischen Slums, wie es sie in zahlreichen Entwicklungsländern und Krisengebieten auf der Welt gibt, ein unglaublicher Fortschritt. Nutzerinnen und Nutzer bringen die Endstoffe zu Sammelstationen. Später werden sie als Dünger, Biogas oder Brenn-briketts verarbeitet und verkauft.

Damit es im All nicht brenzlich wird

Geschrieben von Frederik Schiek
Grafik: Pressestelle/istock

Brandschutz ist, zumindest für Laien, ein eher unspektakuläres Thema: Regularien, Verordnungen und viel Bürokratie. Wenn das Objekt, um das es geht, sich mit 28.000 Kilometern in der Stunde in über 400 Kilometern Höhe bewegt, wird die Sache für die meisten jedoch schon interessanter.

Schwer zu durchschauen

„Halten Sie die Fenster geschlossen, räumen Sie Fluchtwege, benutzen Sie keine Fahrstühle und verlassen Sie das Gebäude.“ Mit diesen universalgültigen Anweisungen können die Astronautinnen und Astronauten der Internationalen Raumstation (ISS) wohl wenig anfangen. Für sie ist das Thema Brandschutz deutlich komplexer und natürlich auch exponentiell wichtiger. Tim Mittelbach, Student im Studiengang Sicherheit und Gefahrenabwehr wagte sich in seiner Masterarbeit an das Thema „Fire Safety for Extra-Terrestrial Stations“, zu deutsch Brandschutz für Raumstationen, heran, welches im Verlaufe des Schreibprozesses immer breiter zu werden schien. Alleine das Rechtskonstrukt, welches die aus russischen, amerikanischen, japanischen und europäischen Teilen bestehende Station bildet, zu durchschauen, war schwierig, meint der Student. Hinzu kam, dass fast sämtliches Quellmaterial in Fachenglisch vorlag, ebenso wie die knapp hundertseitige Arbeit – eine Herausforderung, die ihn zu Themen führte, welche man im Zusammenhang mit Brandschutz nie vermuten würde.

Houston wir haben eine Masterarbeit

Die Grundidee war, ein Brandschutz- und Sicherheitskonzept für die ISS bzw. das europäische Modul zu entwerfen. Schnell wurde aber klar, dass die Europäische Weltraumorganisation (ESA) alleine nicht die nötigen Informationen liefern könnte. Tim Mittelbach wandte sich daher an die US-Raumfahrtbehörde. „Am Erfolg der Arbeit habe ich nicht gezweifelt. Ich hätte jedoch nie gedacht, dass ich dafür Kontakt zur NASA aufnehmen würde“, resümiert er. Von Letzteren bekam er einige Monate später nach diversen Formularen eine Dokumentenfreigabe, unterzeichnet vom Vorsitz der NASA aus dem Johnson Space Center in Texas. Dort wird auch seine Arbeit bald auf dem Tisch liegen – so der Deal mit den Amerikanern. Ein erhebender Moment, berichtet der 24-Jährige. Bei seiner Mammutaufgabe halfen dem gebürtigen Hessen Fachleute der Ingenieurwissenschaften, Astronauten und Professoren. So waren zu einem großen Teil Prof. Dr. med. Herbert Löllgen, welcher früher die europäischen Astronautinnen und Astronauten auswählte, Reise- und Höhenmediziner Prof. Dr. med. Thomas Küpper von der RWTH Aachen sowie Prof. Dr.-Ing. Wolfram Klingsch, Uni Wuppertal, und Prof. Dr.-Ing. Michael Rost, Hochschule Magdeburg-Stendal, beteiligt. Tatsächlich sei er überrascht, meint Mittelbach, wie groß der medizinische Anteil seiner Arbeit sei, deren Titel dies nicht vermuten lässt.

Bergsteigen und Brandschutz?

Der beachtliche medizinische Teil der Masterarbeit hat seinen Ursprung in einem Brandunterdrückungskonzept. Dieses wird oft in technischen Einrichtungen eingesetzt, welche

über Serverräume verfügen. Die Idee ist, den Sauerstoffgehalt abzusenken und den Stickstoffanteil zu erhöhen, um dem Feuer die Grundlage zu entziehen. Man spricht dabei von „isobarer Sauerstoffreduzierung“. Medizinisch ist diese Prozedur vergleichbar mit einer hypobaren Umgebung – also einem Umfeld, in dem der Luftdruck als Gesamtes niedriger ist. Da in beiden Fällen der Sauerstoffgehalt abnimmt, kann man von einem zum anderen Rückschlüsse für den menschlichen Körper ziehen. Er verglich verschiedene internationale Anforderungen an das Arbeiten in sauerstoffreduzierten Räumen und fand heraus, dass die meisten Serverräume in Deutschland auf 17 Prozent Sauerstoffgehalt ausgelegt sind. Das entspricht ungefähr einer Höhe von 1.500 Metern. Laut dem Verband der Höhenmediziner sei alles bis zu einer Höhe von 2.680 Metern für Menschen nahezu unbedenklich. Doch wie effektiv ist diese Vorschrift und könnte man nicht auf der ISS, auf der sich kerngesunde, durchtrainierte Menschen befinden, den Sauerstoff unter 17 Prozent absenken? Nach Durcharbeiten diverser Handbücher des US-Militärs, dem Dachverband der Reise- und Höhenmediziner und durch Mithilfe von dessen Vorsitz Prof. Dr. med. Küpper kam Mittelbach auf einen Wert von 14,8 Prozent. Bei dieser Luftzusammensetzung können weder PVC, andere Kunst- und Isolierstoffe, noch Holz brennen: „Und das bei gleichzeitig gewährleisteter Sicherheit“, erklärt Mittelbach.

Nur die Spitze des Eisbergs

Aber nicht nur dieses Konzept hat der 24-Jährige verbessert. Zu fast allen Bereichen der Brandsicherheit konnte er Anmerkungen machen, so unter anderem bei Verbesserungsvorschlägen zur Brandreaktion sowie Ansätzen zur Risikominimierung. Auch deckt er in seiner Arbeit Verfahrens- sowie Elektrotechnik ab und entwickelte sogar aus bauingenieurwissenschaftlicher Sicht ein Sicherheitskonzept für eine Mondbasis und wie diese sich von der ISS unterscheiden würde. „Es gibt kein Fachgebiet, in dem ich nicht drin war“, lacht er. Die Herausforderung dabei bestand, sich sicher zu sein, jeden Bereich ausreichend erläutert zu haben. „In fünf Monaten kam es dabei schon einmal vor, dass ich einen Teil las und mir dachte: Ach, Tim, das hast du aber schön geschrieben – selbst wenn du selbst eigentlich nicht mehr weißt, was du da geschrieben hast.“ Man hätte die Arbeit noch mehrere Jahre fortführen können, sagt der Hochschulstudent, entschied sich jedoch, dort den Schlussstrich zu setzen. Auf die Frage, ob seine Arbeit Anwendung finden wird, antwortet er selbstbewusst: „Auf jeden Fall.“ Man versuche die Sicherheit konstant neu zu evaluieren und wenn Außenstehende Dinge feststellen, die weiter verbessert werden können, dann liegt das definitiv im Interesse der Raumfahrtagenturen, ist er sich sicher. Gegen all das wirkt die Verteidigung der Masterarbeit, auf die er sich zum Zeitpunkt unseres Gesprächs vorbereitet, ja fast schon trivial. Weltlich – sozusagen.

Ferndurst

Inselidylle

Irland

Es ist mit Ländern wie mit Menschen: Einige scheinen dem Rest der Welt ein wenig entrückt zu sein. Im Fall von Irland muss das gar nichts Schlechtes sein: Raue Landschaften, satte Wiesen und endlose Weiten locken jedes Jahr zahlreiche Reisende auf die grüne Insel. Für ein Praktikum lebte BWL-Studentin Janet Ahlers fünf Monate in der Hauptstadt.



Erzählt von Janet Ahlers
Fotos: Janet Ahlers

Bevor man sich für ein Praktikum bewirbt, denkt man darüber nach, wo man denn eigentlich hinmöchte. Da gibt es die einen, die gar nicht weit genug von der Heimat entfernt sein können. Und dann gibt es mich, die am liebsten alle drei Wochen nach Hause reisen würde. Das Problem dabei: Es nützte mir nichts, nur in ein Nachbarland zu gehen, denn mein Ziel war, meine Englischkenntnisse zu verbessern. Mir fielen die Länder Irland und Schottland ein: keine heißen Sommer, eine interessante Geschichte, die Sagen über Kobolde und Regenbogen und natürlich die wunderschönen grünen Landschaften. Bei der Suche nach einem potenziellen Praktikumsbetrieb stellte sich schnell heraus, dass Irland deutlich mehr zu bieten hat. Zu meinem Praktikumsunternehmen verhalf mir das International Office bzw.

eine Liste mit Betrieben ehemaliger Studierender. Von Abbey Ireland & UK erhielt ich die schnellste Rückmeldung. Kaum drei Tage später hatte ich mein Bewerbungsgespräch am Telefon und nur drei Stunden danach die Zusage.

Tschüss Heimat, hallo Vorstadt

Wenn man für einige Monate in ein anderes Land geht, benötigt man natürlich auch eine Unterkunft. Zu meiner Überraschung ging die Zimmersuche ziemlich schnell. Eine Kommilitonin und ich haben beschlossen, uns ein Zimmer zu teilen, um Kosten zu sparen. Auf der Webseite von „Spot a home“ wurden wir schnell fündig und mieteten ein Zimmer etwas außerhalb des Stadtzentrums. Dublin ist sehr teuer. Zum Glück gibt es die Möglichkeit, über Erasmus ein Sti-

pendium zu beantragen, welches fast allen Studierenden gewährt wird. Vom Staat gab es trotz Antrag für mich leider keine Unterstützung, also mussten meine Ersparnisse aus meinem Nebenjob und leider auch meine Eltern herhalten. Ohne das Erasmus-Stipendium und meine Eltern wäre mein Praktikum so definitiv nicht möglich gewesen.

Angekommen in Irland, war ich unglaublich aufgeregt: Wie wird das erste Gespräch mit meiner Vermieterin? Wie wird der erste Arbeitstag? Durch die sehr herzlichen Menschen in Irland verflog diese Aufregung aber schnell. Der Vorort, in dem wir wohnten, hieß Raheny, vergleichbar mit einer niedlichen deutschen Reihenhaussiedlung. Es war dort sehr idyllisch und nur zehn Minuten Fußmarsch entfernt gab es eine wunderschöne Promenade. Im Stadtzentrum hingegen wäre es neben dem Großstadtlärm und der doch eher starken Kriminalität unfassbar teuer

geworden. Meine Kommilitonin und ich lebten in dem Haus unserer Vermieterin mit einer weiteren deutschen Studentin. Wir haben uns gleich super verstanden. Die Häuser in Irland sind sehr klein. Zu dritt mit unserer Vermieterin und ihrem Sohn hatten wir natürlich nicht viel Platz in der Küche und im Kühlschrank. Doch weil Lebensmittel in Irland im Vergleich zu Deutschland sehr teuer sind, haben wir uns viele Dinge geteilt, damit man nicht, weil man es nicht rechtzeitig aufgebraucht hat, die Hälfte wegschmeißen muss.

Rechnungswesen im Pocketformat

Abbey, mein Praktikumsbetrieb, ist ein privat geführter auf Business-to-Business-Basis arbeitender Reiseveranstalter für Menschen, die in Irland oder auch Großbritannien Urlaub machen möchten. Ich durfte das Unternehmen in der Finanzabteilung unterstützen, genau genommen auf der Kreditoreseite. Nach einigen Einführungs- und Trainingstagen wurde mir schnell viel Verantwortung auferlegt. Ich führte viele Telefonate mit unseren Kreditoren, beantwortete Fragen und löste ihre Probleme. Täglich bekam ich Hunderte Rechnungen, welche ich ins System einlesen, überprüfen und zur Zahlung bereit machen musste. Um mich auf diese Rolle vorzubereiten, habe ich mir extra Vokabeln für das Rechnungswesen angeeignet. Ein Notizbuch mit den wichtigsten Begriffen war in meiner Handtasche stets griffbereit. Außerdem habe ich mir einen Hefter mit hilfreichen Vokabeln, die ich gern auffrischen und lernen wollte, erstellt.

An manchen Tagen habe ich mich wie eine Mitarbeiterin im Callcenter gefühlt, vor allem wenn viele aus dem Team krank oder in einem Meeting waren. Abbey hat auch Büros in Schottland und England. Das hat meine Arbeit nicht gerade erleichtert, denn Schotten und Briten haben sehr schwer verständliche Dialekte. Alles in allem kann ich sagen, dass ich jetzt noch viel leichter mit Stress und neuen Herausforderungen umgehen kann. Durch diese



Weiter Blick, fern des Großstadtlärms: Zusammen mit Kollegin Christina Bachinger, Studentin an der Universität Nürnberg, fuhr Janet Ahlers (r.) zum Wicklow Mountains National Park, ein 20.000 Hektar großes Naturschutzgebiet nahe Dublin.

vielen Telefongespräche hat sich mein Englisch sehr verbessert.

Trotzdem mir viel Verantwortung auferlegt wurde, standen mir meine Kolleginnen und Kollegen stets mit Rat und Tat zur Seite. Die Menschen in Irland sind sehr geduldig, zuvorkommend und herzlich. Einziger negativer Aspekt der gelassenen Art: Ire sind nicht gerade pünktlich. So waren wir Studentinnen häufig sehr viel eher als die Beschäftigten in der Firma.

Ein Land mit Charme

Noch nie zuvor bin ich auf so viele unterschiedliche Kulturen gleichzeitig gestoßen. Abbey beschäftigt Angestellte aus über 22 Ländern, wobei unter den Trainees die Länder Frankreich und Deutschland dominierten. Man hatte dadurch die Chance, viele andere Nationalitäten kennenzulernen und sich mit ihnen über Unterschiede und Gemeinsamkeiten auszutauschen. So habe ich jetzt eine gute Freundin in Frankreich und viele Kontakte in anderen Ländern. Durch die Diversität war das Verständnis für Sprachbarrieren sehr groß. Wenn mal eine Vokabel fehlte, wussten wir uns mit Händen, Füßen oder Synonymen zu helfen. Gewöhnungsbedürftig war für mich die

englische Tastatur. Häufiger musste ich meine E-Mails noch einmal korrigieren und die „Z“ durch ein „Y“ austauschen.

Während meines Praktikums in Irland wollte ich natürlich auch etwas vom Land sehen. Fast jedes Wochenende und jeden Feiertag habe ich genutzt, um zu reisen. Eine große Unterstützung war mein Praktikumsbetrieb, der für alle ein kostenloses Wochenende für zwei Personen in einem Hotel finanzierte. Mit meiner Mitbewohnerin teilte ich mir dieses bezahlte Wochenende und konnte das Angebot somit sogar zweimal wahrnehmen.

Die verschiedenen Landschaften und vor allem die Küstenregionen in Irland sind unglaublich schön und sehr sehenswert. Während meiner Reisen in Irland musste ich mit Bedauern feststellen, dass jede andere Stadt in Irland so viel mehr Charme als Dublin hat. Als Tipp für alle, die ihr Praktikum im wunderschönen Irland absolvieren wollen: Versteift euch nicht auf die Hauptstadt. Die kleineren Städte sind so viel schöner und die Mieten natürlich viel erschwinglicher.

Mehr Reiseberichte bei Ferndurst & Wissensweh

2. Oktober 2018 in Stendal,
6. November 2018 und
10. Januar 2019 in Magdeburg



Das Missverständnis

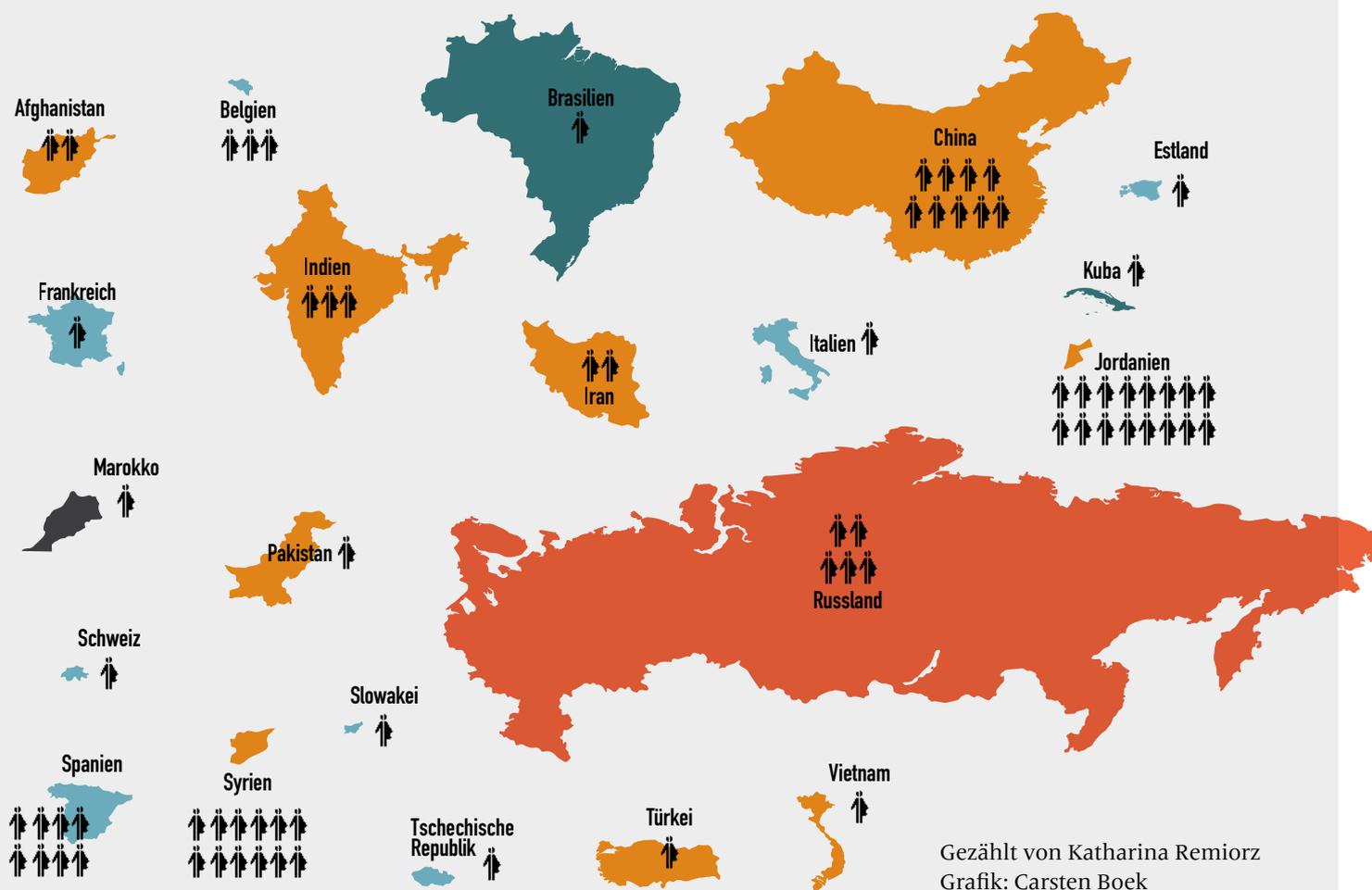
Während eines Schulbesuchs in Bulgarien fragte mich mein Gastgeber, ob ich einen guten Flug gehabt hätte und ob mir mein Hotelzimmer gefalle. Ich antwortete mit einem freundlichen Nicken, erntete aber immer wieder seltsame Blicke und Fragen danach, was denn passiert sei. Kein Wunder: Eigentlich weiß jeder, dass ein Kopfnicken Zustimmung und Kopfschütteln ein „Nein“ signalisiert. In Bulgarien ist es aber, wie mir eine Freundin später verriet, genau andersherum.

Innerhalb des Studienbotschafterprogramms ist Sandra Goltz-Dangler immer wieder in anderen Ländern unterwegs, um Studieninteressierte für ein Studium in Magdeburg und Stendal zu begeistern. Privat zieht es sie regelmäßig in eine andere Gegend, am liebsten jedoch in den Süden nach Griechenland, Portugal oder in die Karibik.

**Auch genickt oder versprochen?
Mehr Missverständnisse an:
treffpunktcampus@hs-magdeburg.de**

Nachgezählt

Incomings im Oktober.



„انه دي دج!“ „新来的!“ „¡Nuevo aquí!“

Tapetenwechsel gefällig? Wen es in die Ferne zieht, kann bereits an der Hochschule erste Kontakte in die Welt knüpfen: 72 Studierende aus 21 Ländern sind ab Oktober „neu hier“ und starten im Wintersemester 2018/19 in ihr Studium auf den Campus im Herrenkrug und in der Altmark. Was wenig verwundert: Das Königreich Jordanien ist unter den Nationen am stärksten vertreten. Viele der jordanischen Studierenden sind an der German-Jordanian University (GJU) in Amman, eine unserer Partnerhochschulen, eingeschrieben und verbringen ihr Deutschlandjahr in Magdeburg oder Stendal. Auf Platz zwei und drei folgen Syrien und China, dicht gefolgt von Spanien. Am beliebtesten unter den internationalen Studierenden ist übrigens, entgegen dem bundesweiten Trend, nach dem die Ingenieurwissenschaften ganz weit

vorn liegen, der Studiengang Internationale Fachkommunikation und Übersetzen. Hier kommen Deutschland, Spanien, Jordanien, Russland, Belgien und Frankreich zusammen. Den zweiten Rang unter den Studiengängen mit der größten Internationalität, gemessen an den Herkunftsländern der Neu-Studierenden, teilen sich der Bachelor Betriebswirtschaftslehre (Deutschland, Syrien, Kuba, Jordanien, Russland) und der Master Water Engineering (Deutschland, Indien, Iran, Pakistan, Afghanistan). Letzterer ist auch Teil des Fachbereichs, der mit elf Nationen Incomings aus den meisten Ländern vereint. Die weiteste Anreise hatte übrigens mit etwas mehr als 9.000 Kilometern eine Elektrotechnik-Studentin aus Brasilien. Sozusagen von direkt nebenan kommt dagegen eine tschechische Austauschstudentin im Studiengang Sicherheit und Gefahrenabwehr.

Wunder- mittel Vorurteil

Kann man das falsche Geschlecht, die falsche Heimat oder den falschen Glauben haben? Dem Grundgesetz nach zu urteilen: keineswegs. Im Alltag sieht es leider oft ganz anders aus.

Geschrieben von Lisa Purrio
Grafik: Pressestelle/istock

**„Für eine Frau kennst Du Dich ja gut mit Fußball aus.“
„Wieso darf ich nicht zahlen? Bist Du so ‘ne Emanze?“
„Für unsere Praktikantin habe ich ein tolles Thema:
Tierbabys im Zoo!“**

Sexismus begegnet mir jeden Tag, überall. Entgegengebracht von Männern wie von Frauen. Ständig möchten mir Menschen Aufgaben abnehmen, denn als schwaches Geschlecht muss ich ja wohl wirklich keinen schweren Koffer tragen. Dass ich immer Sneaker trage: undamenhaft. Und dass ich in diesem Text so viel kritisiere, liegt wahrscheinlich nur an meinen Hormonen. „Die hat doch sicher ihre Tage!“ Doch Sexismus ist nur eine Facette eines großen, hartnäckigen Konstrukts, das vielen Menschen ständig begegnet: Alltagsdiskriminierung.

Wunsch nicht aufzufallen

Wenn Nina* den Raum betritt, schaut sie meistens stoisch auf ihr Handy. Eigentlich ist sie ein offener Mensch, neugierig, interessiert an ihrer Umgebung. Aber sie erträgt die Blicke nicht. „Ich komme rein und werde sofort gemustert. Das ist ja normal, auch ich schaue mir meine Kommilitoninnen und Kommilitonen an. Aber es sind die abfälligen Blicke, die mich verunsichern, das Getuschel und Gekicher.“ Nina war schon als Kind übergewichtig. Eine Zeit lang versuchte sie krampfhaft abzunehmen. Heute hat sie keine Lust mehr auf Diäten, Verzicht, schlechte Laune.

*Name von der Redaktion geändert





ministerium 130 homophob motivierte Straftaten, darunter 26 Körperverletzungen und 25 Volksverhetzungen. Dazu wird mit einer hohen Dunkelziffer gerechnet. „Wieso spielt meine sexuelle Orientierung eine so große Rolle?“, fragt er. „Es ist so eine unwichtige Kleinigkeit. Mich geht das Privatleben anderer doch auch nichts an.“ Generell vermeidet Sebastian es, über seine Sexualität zu sprechen. Zu groß ist die Sorge vor Ausgrenzung, vor Diskriminierung. Die falle bei Männern und Frauen unterschiedlich aus: Männer seien offensiver, beleidigen mit „scheiß Schwuchtel“, kommentieren mit „ist ja widerlich“. Bei Frauen sei es eher ein nicht ernst genommen werden: „Oh, das ist ja süß“ oder „Ich wollte schon immer einen schwulen Freund haben“. „Ich bin immer ‚der Schwule‘, dabei macht mich doch viel mehr aus“, beklagt er.

Woher kommst Du denn wirklich?

Vorurteile sind auch für Journalismus-Studentin Chantal alte Bekannte. Immerzu führt sie dieselbe Unterhaltung:

„Wo kommst Du eigentlich her?“

„Aus Deutschland.“

„Na ja und eigentlich? Deutsch siehst Du ja nicht aus.“

Wer bestimmt, wie man als Deutsche auszusehen hat? Diese Frage stellt sie sich immer wieder. Alltagsrassismus erleben

Diskriminierung gehört für Nina zum Alltag dazu. Auf der Straße, in der Bahn, beim Einkaufen, auch in der Hochschule. Sie hat sich an die Sprüche gewöhnt. Verletzt ist sie trotzdem jedes Mal aufs Neue. Sie erinnert sich an eine Situation im Kino: Sie bestellt Popcorn und Cola, bekommt ihre Bestellung mit dem Kommentar: „Hier, damit Du noch fetter wirst.“ Als Schutzmechanismus ist Nina in der Öffentlichkeit längst nicht mehr.

„Wieso meinen alle, sich ein Urteil erlauben zu dürfen?“

Was hier genau wie bei anderen Formen der Alltagsdiskriminierung passiert, ist ein Prozess, der in der Forschung „Othering“ genannt wird. Dabei teilen sich Menschen Gruppen zu, um sich wiederum von anderen abgrenzen zu können. Man steigert sein eigenes Selbstwertgefühl, hebt sich selbst positiv hervor, indem man andere negativ brandmarkt, als andersartig klassifiziert.

Eine unwichtige Kleinigkeit

Dieser Prozess kommt auch Masterstudent Sebastian bekannt vor. Aufgrund seiner sexuellen Orientierung erfährt er häufig Diskriminierung, einmal sogar bis hin zur gewalttätigen Auseinandersetzung. Auch das ist kein Einzelfall. Im ersten Halbjahr 2017 registrierte das Bundesinnen-





viele Menschen in Deutschland. Dazu zählen offen ausgesprochene, rassistische Beleidigungen auf der Straße, Diskriminierung von der Jobsuche bis an die Clubtüre, genauso wie vermeintliche Komplimente wie „Du sprichst aber gut Deutsch“. Gemein haben alle, dass Menschen in starre, altmodische, rassistische Denkmuster einsortiert werden.

Der Fingerzeig auf andere

Woher unsere Neigung zu Vorurteilen kommt, weiß Prof. Dr. Matthias Gründel, Professor für Sozialpsychologie im Studiengang Rehabilitationspsychologie. Als Ursache sieht er unter anderem das sogenannte Konstruktionsprinzip: „Unsere soziale Umgebung ist für uns zunächst ein großes Chaos, über das wir uns so schnell wie möglich einen Überblick verschaffen möchten. Über jemanden, den man gerade einmal drei Minuten kennt, trifft man daher sogleich ein Urteil.“ Ganz nach dem Motto: Zeige mir deinen Händedruck und ich sage dir, was für ein Typ Du bist.

„Stereotype helfen uns, unsere Alltagswelt zu vereinfachen“, erklärt er. Die schnellen Urteile seien daher erst einmal gut, ja sogar wichtig. Das Problem: „Wir möchten

immer recht haben. Deshalb fällt es uns schwer, ein einmal gefälltes Urteil über einen Menschen zu korrigieren.“

Auch Nina erappt sich häufig dabei, vorschnell Urteile über ihre Mitmenschen zu bilden. Sie zu haben, sei das eine, findet sie. Sie nicht ablegen zu können, sei jedoch etwas anderes. Sie wünscht sich mehr Selbstreflexion von ihrem Umfeld. Einfach mal innehalten und sich fragen: Wie würde ich mich an ihrer Stelle fühlen? Sebastian ergänzt: „Den ganzen Menschen ansehen und sich nicht immer an einem Merkmal aufhängen.“

Diversität erkennen, akzeptieren und gemeinsam feiern

Eine Welt ohne Diskriminierung wäre schön, ist aber utopisch. Wir können uns von Vorurteilen eben nicht frei machen. Dennoch können wir versuchen, sensibler mit Diversität umzugehen und unser eigenes Verhalten zu reflektieren. Um mit den Worten von Schriftstellerin und Aktivistin Audre Lorde zu schließen: „Es sind nicht unsere Unterschiede, die uns trennen. Es ist unsere Unfähigkeit, diese Unterschiede zu erkennen, zu akzeptieren und sie zu feiern.“



Am Calisthenics-Element wird einem das eigene Körpergewicht erst bewusst.

Campus, Calisthenics und Co.



Getestet von Frederik Schiek
Fotos: Matthias Piekacz

Der Stendaler Campus birgt viele Juwelen, die das Studium attraktiv und stressfrei machen – zwischen neuem Studierendenwohnheim und grünem Klassenzimmer sorgt auch der Bewegungsparcours dafür, dass man sich am Altmärker Hochschulstandort wohlfühlt.



Wer testet hier eigentlich wen?

Als ich mich im September nach Stendal aufmache, um den Parcours „hands-on“ zu testen, denke ich, dass vermutlich eine Jogginghose und ein langärmeliges Sportshirt von Nöten sind. Diese Bedenken sind aber schnell zerstreut, als mich der Campus mit 27 Grad und strahlendem Sonnenschein begrüßt. In der Ruhe der Semesterferien kann ich mich also daran machen, die 15 Geräte zu testen. Auch Schließfächer für meine Sachen hätte ich in Anspruch nehmen können, wegen der übersichtlichen Menge an Menschen entscheide ich mich jedoch dagegen. Nach kurzem Umziehen und Dehnen mache ich mich an das erste Gerät, was wie ein mechanisches Laufband aussieht. Schnell stellt sich jedoch heraus, dass das Ganze mehr wie Langlauf anmutet. Vor- und Zurückbewegungen der Beine, die auf zwei Metallschritten stehen und dabei die Balance halten, das ganz ohne Hände am Griffbrett: Natürlich hätte ich die erste von drei Schwierigkeitsstufen nehmen können, welche vor jedem Element auf einem Schild beschrieben werden. Jedoch will ich ja nicht nur die Grenzen des Parcours, sondern auch meine austesten.

Ein wirklicher Balanceakt

Gesagt, getan. Nach gut fünf Minuten auf dem ersten Gerät mache ich mich weiter und entscheide mich für ein Element, das mit sechs Kurbeln bestückt ist, welche wohl, nehme ich an, für die Stärkung der Schulter- und Armmuskulatur gedacht sind. Mein Fotograf macht den Witz,

dass sich die Nutzung dieses Geräts sicherlich vervielfachen würde, wenn man die Stromversorgung des 20 Meter entfernten Wohnheims daran kuppelt. Lachend lasse ich davon ab und erblicke einen aus Baumstämmen bestehenden Balancierpfad. „Das kannst du“, denke ich mir und besteige zielsicher das Holzkonstrukt. Nach ein paar ernüchternden Minuten auf den Stämmen, die sicherlich für alle Zusehenden Grund zum Lachen bieten, will ich mich wieder Dingen mit festem Untergrund zuwenden. Der gesamte Parcours ist mit federnder Tartanoberfläche ausgestattet, die mir das Gefühl gibt, als könnte ich mit genügend Kraft locker Hochsprungrekorde aufstellen. Für Höhenflüge ungeeignet sind allerdings meine Fertigkeiten an der Slackline, die ich mir als Nächstes vornehme: ein für solch ein Gerät überdurchschnittlich breiter Riemen, gespannt auf einer Länge von gut drei Metern, den man ein paar Zentimeter über dem Boden versucht, entlang zu balancieren. Kaum länger als ein paar Momente kann ich mich für die Fotos darauf halten und stelle mir die Frage, welch unglaubliches Körpergefühl man benötigt, um so etwas über Schluchten zu versuchen.

Ein wenig neidisch wird man in Stendal schon ...

Neben eher ungewöhnlichen Elementen findet sich aber auch ein Gerät für ganz klassische Fitnessroutine. Das Calisthenics-Element ist das mit Abstand größte. Hinter diesem englischen Begriff verbergen sich Übungen, die hauptsäch-

lich nur durch das Bewegen des Körpergewichts durchgeführt werden. So zum Beispiel: Klimmzüge, Sit-Ups, Beugestütze und vieles mehr. Aber fast jedes Teil des Parcours ist multifunktional nutzbar und auf den Tafeln davor wird mit Text und Visualisierungen dargestellt, wie man vorgehen sollte. Selbst als Fitnessneuling kann man sich somit ganz unvorbereitet daran versuchen. Nachdem ich gut zwei Drittel des Parcours durchhabe, merke ich langsam, wie meine Arme und Beine schwer werden und meine Muskulatur warm ist. Ich mache eine kurze Pause, trinke einen Schluck und sinniere darüber, wie eine morgendliche Trainingsroutine auf dem Stendaler Campus aussehen könnte, der, wie ich schätze, ungefähr eine Außenstrecke von einem Kilometer hat. Nach zwei oder drei schönen Runden käme man dann gut aufgewärmt zum Parcours, würde dort eine halbe oder Dreiviertelstunde verbringen, schnell unter die Dusche hüpfen und dann frisch zur Vorlesung eilen. Ein wenig neidisch werde ich schon bei dieser Idee, die auf dem überschaubaren Hochschulgelände verlockend wirkt.

Schließlich mache ich mich an die letzten Übungen und bin knapp eine Stunde nach meiner Ankunft im doppeldeutigen Sinne fertig. Zufrieden ziehe ich das Fazit, dass Unerfahrene wie auch Profis gleichermaßen auf ihre Kosten kommen sollten. Auch der Spaßfaktor ist gegeben,



Back to Basics: Auch ganz normale Liegestütze stehen auf der Tagesordnung des Stendaler Bewegungsparcours.

gerade durch Balancier- und Geschicklichkeitsübungen. Schade ist, dass ich während der gesamten Zeit alleine auf dem Parcours war, was sich mit Semesterbeginn jedoch sicher wieder ändern wird.

Anzeige

Wohnen. Leben. Wohlfühlen.



Jetzt informieren! Wir beraten Sie gern. Telefon 03931- 634 500
Stendaler Wohnungsbaugesellschaft mbH · www.swg-stendal.de



Campus geflüster



“

„Austausch ist das A und O, zum Beispiel für ein gutes Klima. Die im Sommer auf dem Stendaler Campus stattfindenden Reflexionstage, die mich schon seit meinem Studium begleiten, bieten hierfür den perfekten Freiraum. 2010 durfte ich das erste Mal daran teilnehmen, aus dem Studium aussteigen und reflektieren: Was brauchen wir an der Hochschule? Wie wollen wir miteinander umgehen? Und was sind wichtige Bedingungen dafür? Darüber zu sprechen, was uns stört, was wir für verbesserungswürdig halten und wie sich etwas umgestalten lässt, ist ein wertvoller Prozess und bietet, wie ich finde, viele Denkanstöße. So ging es im Mai 2010 zum Beispiel um die Frage der Campusgestaltung und die Kritik, dass die Fahrradständer nicht überdacht wären. Heute kann man sein Fahrrad geschützt abstellen und muss nach einem Regenguss keinen nassen Sattel erwarten. Der Dialog untereinander macht's möglich.“

Luisa Fischer, 28, ist Mitarbeiterin im Kompetenzzentrum Frühe Bildung und ehemalige Studentin am Stendaler Campus.

Notiert von Frederik Schiek
Foto: Matthias Piekacz

Auf der Sonnen- seite

Wer das erste Mal den Stendaler Campus betritt, spürt sofort diese ganz eigene Atmosphäre. Die Wege sind kurz, das Miteinander eng, der Wille, gemeinsam etwas zu bewirken, groß. Ein Rezept, das im doppelten Sinne Früchte trägt: In Erinnerung an ihre Studienzeit pflanzten Alumni der Kindheitswissenschaften nahe der Bibliothek einen Kiwistrauch, dem die Sonne, ganz anders als den Rasenflächen, sichtlich bekommt.

Entdeckt von Katharina Remiorz
Foto: Matthias Piekacz

Impressum

Herausgeberin: Rektorin der Hochschule Magdeburg-Stendal
ISSN 1614-8770

V. i. S. d. P.: Norbert Doktor

Redaktionsleitung: Katharina Remiorz

Redaktion: Nancy Thiede, Lisa Purrio, Sebastian Berens,
Olga Kruse, Frederik Schiek

Layout und Satz: Carsten Boek

Druck: Koch-Druck, Halberstadt

Auflage: 5.200

Titelbild: Christoph Ackermann

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 4. Januar 2019

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Die Beiträge geben nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion wieder. Kürzungen behält sich die Redaktion vor.

Hochschule Magdeburg-Stendal
Kommunikation und Marketing – Redaktion treffpunkt campus
Breitscheidstraße 2, 39114 Magdeburg
Telefon: (0391) 886 42 64
Fax: (0391) 886 41 45
Web: www.hs-magdeburg.de/treffpunktcampus
E-Mail: treffpunktcampus@hs-magdeburg.de

www.facebook.com/hsmagdeburg
www.instagram.com/hsmagdeburgstendal
www.twitter.com/hs_magdeburg

Offizieller Förderer:  **Stadtsparkasse
Magdeburg**



